

bei der Besetzung der Pfarrei in Gelbingen vor. Das Besetzungsrecht oblag der Reichsstadt, das Patronat aber dem Stift Comburg. Der beanstandete Bewerber hatte tatsächlich Geld fließen lassen, um vom Stift nominiert zu werden. Die Reichsstadt wertete das als Simonie und ließ die Stelle einstweilen unbesetzt. Das Graben nach einem Schatz im eigenen Garten war an sich nicht kriminell. Sehr bedenklich war aber im behandelten Fall das Vorgehen der Schatzgräber, die durch lancierte Weissagungen Investoren für ihr Unternehmen mobilisierten. Ein Engel habe die Existenz des Schatzes bestätigt. Weitere Äußerungen ließen die Erfolgsaussichten einer Hebung immer aussichtsreicher erscheinen. Der Schwindel flog schließlich auf. Auch das „Schuhsieden“, also das Kochen von Schuhen einer verhassten Person zusammen mit Beschwörungen gegen diese, war damals ein Delikt. Die Anfälligkeit für Aberglauben in der frühneuzeitlichen Reichsstadt zeigt sich auch in anderen Beiträgen. Weitere behandeln weniger spektakuläre Delikte wie Raub, Ehebruch, üble Nachrede sowie Manipulationen eines Ratsherrn bei der Rechnungsführung.

Da den Beiträgen Kriminalfälle zugrunde liegen, lernt der Leser das Rechtswesen der Reichsstadt Hall anschaulich kennen. Welche Untaten wurden verfolgt, wie ging man dabei vor, mit welchen Strafen wurden sie geahndet? Sehr aufschlussreich ist etwa ein ausgiebig referiertes Verhör, das in weiteren Stufen Folter durch Zeigen der Folterinstrumente androhte und schließlich auch anwendete, um die Wahrheit herauszufinden (S.49 ff.). Der Beruf des Scharfrichters und die Hinrichtungen in Schwäbisch Hall allgemein werden in jeweils eigenen Beiträgen ausführlich behandelt (S.63 ff. bzw. 159 ff.). Die frühneuzeitliche Justiz der Reichsstadt war nach heutigem Rechtsempfinden sehr brutal.

Die Quellen enthalten wertvolle Hinweise zur Gesellschaftsgeschichte Halls. Maisch will die soziale Einbindung der Delikte möglichst umfassend aufzeigen. Da die Delinquenten meist aus unteren Schichten stammten, schreibt er damit vor allem eine „Geschichte von unten“.

Die Beiträge dienen keineswegs nur der Unterhaltung. Sie schreiben „Geschichte“ in Episoden. Die Quellen sind in den reichlichen Anmerkungen sorgfältig nachgewiesen, wo sich auch Hinweise auf die allgemeine Literatur finden. Die Bebilderung ist sehr reichhaltig und gut gelungen. Sie ist direkt auf den Text bezogen und dient der Veranschaulichung des Geschilderten. An konkreten Beispielen analysiert Maisch in dem lesenswerten Band sorgfältig die frühneuzeitliche Reichsstadt Schwäbisch Hall vor allem in rechts- und sozialgeschichtlicher Hinsicht. Ein für interessierte historische Laien wie auch Wissenschaftler lesenswertes Buch.

Peter Schiffer

Archiv- und Bibliothekswesen, Quellen

Philip HAAS / Martin SCHÜRRER, Was von Preußen blieb. Das Ringen um die Ausbildung und Organisation des archivarischen Berufsstandes nach 1945 (Hessische Kommission Darmstadt und Historische Kommission für Hessen, Quellen und Forschungen, Bd. 183). Darmstadt und Marburg: Selbstverlag der Hessischen Historischen Kommission Darmstadt und der Historischen Kommission für Hessen 2020. 187 S., 27 Abb. ISBN 978-3-88443-338-6. € 24,-

In den letzten Jahren sind zahlreiche Arbeiten zur Archivgeschichte erschienen, insbesondere für die Jahre des Nationalsozialismus. Dennoch sind bis heute wichtige Felder nicht aufgearbeitet; dies gilt vor allem für die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieses Desiderat

wollen die Archivare Philip Haas und Martin Schürer, beide Jahrgang 1986 und im Niedersächsischen Landesarchiv tätig, mit ihrer Studie angehen. Sie widmen sich erstmals den widerstreitenden Plänen und Bemühungen um die Gründung bzw. Wiederbegründung der Archivausbildungsstätten in der unmittelbaren Nachkriegszeit. Dazu werten sie eine dichte Quellenüberlieferung aus und beziehen die Unterlagen aller Akteure, die in die Ausbildungsfrage involviert waren, ein. Die Veröffentlichung versteht sich daher nicht nur als Monografie, sondern auch als Quellenedition. Der Anhang umfasst zwanzig zentrale Dokumente aus verschiedenen Archiven, die in transkribierter Form wiedergegeben werden.

Der monografische Teil (116 Seiten) befasst sich zunächst mit den archipolitischen Auseinandersetzungen zwischen 1945 und 1949. Das Ende des Krieges beendete nicht nur die Existenz des Staates Preußen, sondern führte auch zum Zerfall der preußischen Archivverwaltung, die das Archivwesen bis dahin wesentlich geprägt und nicht nur in Deutschland Maßstäbe für die Archivistik gesetzt hatte. Zwar bestand unter den ehemals preußischen Archivaren Konsens, dass die preußische Archivtradition nicht abreißen dürfe. Aber die Vorstellungen zum Wiederaufbau des deutschen Archivwesens und vor allem zur Ausrichtung der künftigen Ausbildung des archivarischen Nachwuchses gingen weit auseinander. Die Frage, wo und in welcher Form ausgebildet werden solle, führte zu einem scharfen Wettbewerb zwischen den führenden Akteuren, der primär über konkurrierende Ausbildungskonzepte ausgetragen wurde. Diese divergierenden Konzeptionen, die auch mit unterschiedlichen archivischen Paradigmen einhergingen, stehen im Mittelpunkt der Untersuchung.

Bereits 1945 erfolgten erste Initiativen, die Ausbildung der künftigen Archivarinnen und Archivare an sich zu ziehen. Den Auftakt machte das Geheime Staatsarchiv in Berlin-Dahlem, das seinen verlorenen Führungsanspruch durch den Wiederaufbau des ehemaligen Instituts für Archivwissenschaft kompensieren wollte. Das Vorhaben war weit gediehen, allerdings – so konstatieren die Verfasser – erschienen die Pläne überholt und nicht mehr zeitgemäß. Sie scheiterten nicht zuletzt auch daran, dass zahlreiche Staatsarchive insbesondere in Westdeutschland nicht bereit waren, den Führungsanspruch Dahlems hinzunehmen. Stattdessen verfolgten sie eigene Projekte.

Dazu gehörten die Bestrebungen, in Münster ein Institut für Archivwissenschaft zu begründen. Das ambitionierte Modell orientierte sich am Institut für Österreichische Geschichtsforschung in Wien. Trotz seiner Stellung als unabhängiges Institut sollte eine Anbindung an die Universität und das Staatsarchiv Münster erfolgen, um sowohl wissenschaftliche Vertiefung als auch praktische Erfahrungen zu gewährleisten.

In das Rennen um den Standort der zukünftigen Archivarsausbildung, der einherging mit dem Wettbewerb um Einfluss im sich neu strukturierenden Archivwesen, stieg als letztes Marburg ein. Hier war es vor allem der Wiesbadener Archivar Georg Wilhelm Sante – er übernahm 1947 die Leitung des Staatsarchivs und gleichzeitig die Position als Archivreferent im Hessischen Kultusministerium –, der mit besonderem diplomatischem Geschick die Fäden zog. Im amerikanischen Archivschutzoffizier Lester Kruger Born fand er einen tatkräftigen Unterstützer seiner Marburger Pläne. Für Sante bot Marburg optimale Voraussetzungen für die Archivschulgründung: Die Stadt in der Mitte Deutschlands war weitgehend unzerstört, die Philipps-Universität in Marburg hatte nach 1945 rasch ihren Betrieb wieder aufgenommen, und das Ende der 1930er Jahre erbaute Staatsarchiv hatte den Krieg nahezu ohne Verluste überstanden. Einen Anknüpfungspunkt bot auch die „Erste Marburger Archivschule“, die von 1894 bis 1904 als Ausbildungsstätte für preußische Archivare gedient

hatte, bevor sie nach Berlin verlegt wurde. Die Vorbehalte der Archivverwaltungen in den neu entstandenen Bundesländern vermochte Sante auszuräumen, indem er die Archivschule nach föderalen Gesichtspunkten organisierte und einen Beirat installierte. Den Landesarchivverwaltungen wurde zudem zugestanden, dass sie ihre Archivaspiranten selbst auswählen konnten und diese in den Heimatarchiven die Praxisphase absolvierten. Dass die Marburger Pläne insgesamt bescheidener ausfielen als die der Münsteraner und Berliner und daher einfacher umsetzbar und kostengünstiger schienen, war ein weiterer Vorteil.

So gelang es Sante und seinen Kollegen, nicht nur Berlin und Münster aus dem Rennen zu werfen, sondern auch die Münchener Archivschule, die durchaus – insbesondere für die süddeutschen Länder wie Baden und Württemberg – eine Alternative gewesen wäre, zu verdrängen. Immerhin hatten die zwölf Staatsarchive in Bayern und die Generaldirektion ihre Arbeit 1945 wieder aufgenommen. Die Bayerische Archivschule nahm aber eine Sonderstellung ein, da sie keine direkten Bezüge zur preußischen Tradition aufwies. Mit Erfolg beschwor Sante das Klischee des bayerischen Eigensinns und Alleingangs.

Im Mai 1949 begann der erste Referendarkurs an der Archivschule Marburg seine Ausbildung; die feierliche Eröffnung folgte einen Monat später. Der bei der Einweihung formulierte Anspruch, das ehemalige Institut für Archivgeschichte in Marburg fortzusetzen, kennzeichnete über Jahrzehnte das Selbstverständnis der Archivschule. Allerdings, so urteilen die Verfasser, gelang es der Archivschule nicht, in die Fußstapfen des preußischen Instituts mit seiner starken wissenschaftlichen Tradition zu treten. Die Marburger Archivschule war kein eigenständiges Forschungsinstitut, sondern dem Marburger Staatsarchiv angehängt, dessen Direktor zugleich Leiter der Ausbildungsstätte war und dessen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter weitgehend für den Unterricht sorgten. Dass sich aus der spezifischen Gründungsphase organisatorische und konzeptionelle Besonderheiten ergaben, die sich in der Zukunft „als schwere Hypothek erweisen sollten“ (S. 102), zeichnen Haas und Schürer in einem Ausblick auf. Generationen von Archivarinnen und Archivaren werden ihnen bei dem Problemaufriss folgen können.

Den beiden Autoren gelingt es, auf der Grundlage ihrer breiten Quellenrecherche dezidiert aufzuzeigen, dass der Weg nach Marburg keineswegs vorgezeichnet war und der vielbeschworene „Mythos Archivschule“ zu revidieren ist. Die Gründung der Ausbildungsstätte war nicht nur ein Randthema, sondern ein zentraler Streitpunkt der westdeutschen Archive in der Nachkriegszeit. Der Konflikt um die Archivschule wurde auch deswegen mit solcher Vehemenz ausgetragen, weil er die Auseinandersetzung um das geistig-wissenschaftliche Erbe der preußischen Archivverwaltung implizierte. Die zwischen 1945 und 1949 getroffenen Weichenstellungen hatten erhebliche Auswirkungen auf den Berufsstand, beeinflussten auch die universitäre Geschichtswissenschaft und prägen das deutsche Archivwesen bis heute. Umso mehr war es an der Zeit, diese bedeutsame und überaus spannende Phase der Archivgeschichte aufzuarbeiten.

Nicole Bickhoff